

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 30

Artikel: Zum 1. August

Autor: H.B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642187>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

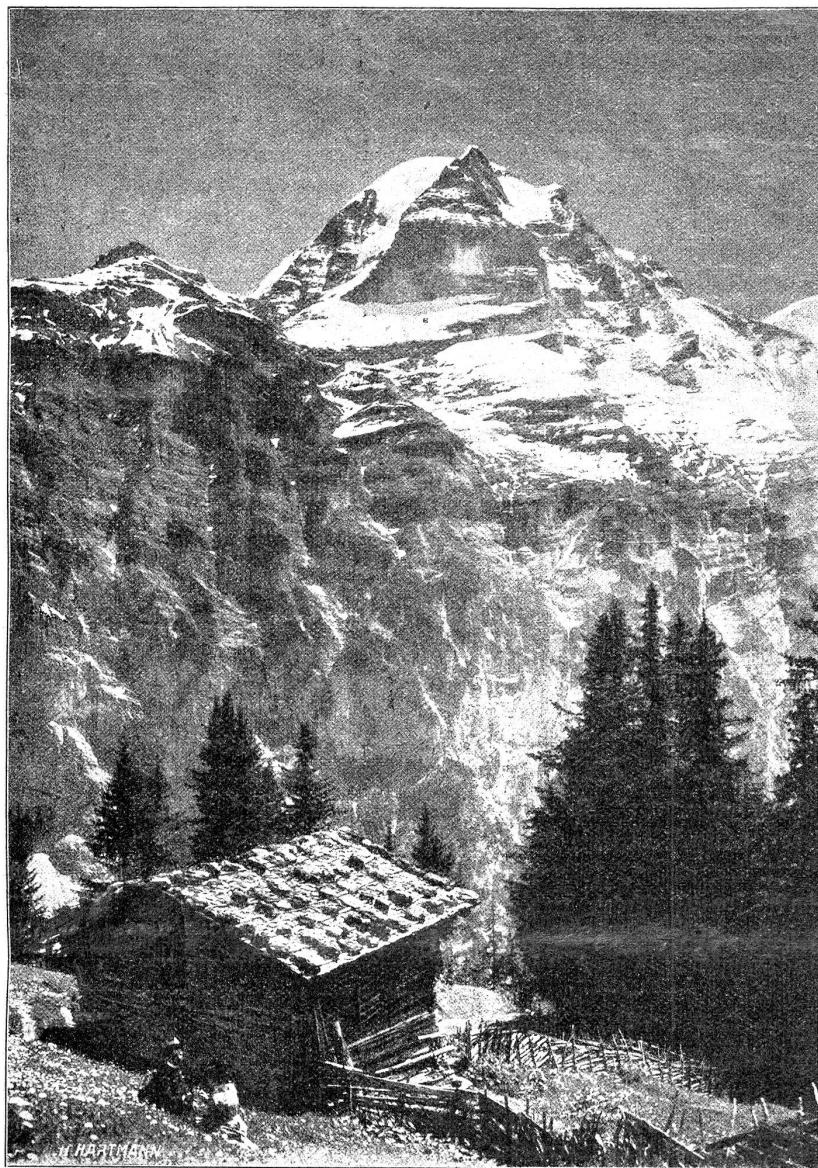
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Bei Mürren.

Bundesfeier 1922.

**Aufruf des Schweizerischen Nationalkomitees
zur Feier des 1. August**

verfaßt von Jakob Boßhart, Clavadel.

Die Jahre der Weltheimischung sind immer noch nicht gezählt. Schweigen die Kanonen, so wird ohne sie unerbittlich weiter gerungen, und irgendwo sterben Millionen Menschen den Hungertod. Wenn am 1. August unsere Bundesfeuer, die Zeichen der Verbrüderung, aufflammen, so werden sie in eine Welt leuchten, die Frieden und Versöhnung noch nicht gefunden hat. In unserem Vaterlande bestehen die politischen Gegensätze in kaum gemildeter Schärfe fort. Man erfährt zwar täglich, daß einer den andern nötig hat, aber man kann sich hüben und drüben nicht entschließen, auf die alte harte Art der Auseinandersetzung zu verzichten. Wäre die Not ein Ritt, so müßte das anders sein, müßte unser Volk sich jetzt fest zusammenfinden; denn es gibt in unserem Lande keinen Stand, der nicht irgendwie litt. Industrie, Handel und Gewerbe gehen an Krücken, Tausende und aber Tausende von Händen sind zum Feiern gezwungen, und in die allgemeine Klage stimmt jetzt auch die Landwirtschaft ein.

für Augenblicke gegen die Erde heugen, es schlägt seine Flammen immer wieder sieghaft empor. Aufwärts gerichtet wie es soll unser Wille sein!

Zum 1. August.

Eine Zeitbetrachtung.

Der 1. August, für die Schweiz eine Freudenporte, über der das weiße Kreuz im roten Felde hell erstrahlt, ist für die Welt ein düsteres Unglücksstor geworden. Vor 8 Jahren ist dieses Tor durch rohe Kriegerfaust aufgestoßen worden, und seither zogen blutigrote Kriegsjahre und graue Friedensjahre hindurch, eines hinter dem andern, jedes verheißungsvoll am Anfang und alle doch trost- und ausichtslos am Ende.

Auch das verflossene vierte „Friedensjahr“ hat den Frieden nicht gebracht, den die Menschheit so sehnlich herbewünscht und den sie so bitter nötig hätte. Der Kampf um die „Interessen“, der vier Jahre auf dem offenen Schlachtfeld der Schwerter gewütet, hat sich wieder auf das wirtschaftliche Schlachtfeld zurückgezogen. Ein Schwälen unter der Asche war es vor dem Kriege, ein Weiterbrennen unter der Asche ist es wieder geworden. Nur daß heute der Stille

Man schaut nach Abhilfe aus, aber man findet die wirklichen Mittel nicht, man sucht sie am falschen Ort. Das Grundübel ist, daß wir unserer schweren Aufgabe innerlich nicht gewachsen sind, daß wir in Jahrzehntelangem Wettkampf nach einem falschen Ziel den Blick für das verloren haben, was uns vor allem nötigt. Wir haben erfahren, wohin die Selbstsucht führt, aber wir lassen sie weiter herrschen; wir sehen jeden Tag, wie wenig Verlaß auf irdische Güter ist, und wir jagen ihnen begehrlicher nach, denn je; spricht man vom Geist und von der Rettung durch ihn, so wird man belächelt. Und doch wird die Welt nicht gesunden, bevor sie ein sieht, daß unser Leben nicht nur auf wirtschaftlichen, sondern noch mehr auf geistigen Kräften beruht und daß selbst ein glänzender äußerer Zustand ohne sie eine Armutseligkeit ist.

Einer der besten Vermittler geistiger Kräfte ist das gute Buch. Ihm müssen wir zu stärkerem Einfluß auf unsere Volksseele verhelfen. Aus dieser Erkenntnis heraus hat der Bundesrat beschlossen, dieses Jahr den Erlös der Bundesfeierkarten der schweizerischen Volksbibliothek zuzuwenden. Es sollen Wanderbibliotheken geschaffen und Gegenden zugänglich gemacht werden, zu denen das Buch sonst nur schwer seinen Weg findet. Wir besitzen über das ganze Land zerstreut, elektrische Zentralen, von denen Kraft und Licht überallhin geleitet werden. Zu solchen Kraft- und Lichtquellen sollen sich die Wanderbibliotheken entwideln, und sie werden, wenn sie tatkräftige Unterstützung erfahren, für die geistige, sittliche und berufliche Hebung unseres Volkes unschätzbare Dienste leisten.

So wollen wir denn, liebe Schweizer und Schweizerinnen, unsern nationalen Tag im Zeichen des Geistes feiern. Es soll nicht nur ein Tag der Freude an einst Errungenem, sondern auch der Einkehr sein. Versäume keiner, sich ein Bundesfeuer anzusehen und sich daran zu stärken. Das Feuer ist das Symbol des Geistes. In die Höhe geht sein Drang. Ein widerwärtiger Wind mag es



Alpler, Ausschau haltend. — (Nach einem Gemälde von Baud-Bovy.)

Brand in den Ruinen und im Balkenwerk zusammen-
gestürzter Staaten wütet und daß unter der Schutt- und
Aschendecke die Explosionen der Revolutionen drohen. Und
immer noch häufen sich die Schutt- und Trümmermassen,
noch ist die Periode der Zusammenbrüche nicht vorüber;
Österreich wird den Weg Russlands gehen, wenn ihm nicht
raschestens Hilfe gebracht wird, und Deutschland scheint we-
der die wirtschaftlichen noch die moralischen Kräfte zum
Tragen der Friedenslasten zu besitzen; auch dieses Land
gleitet auf der schiefen Bahn der Geldentwertung immer
schneller dem Bankrott zu. Wahrlich, die Zukunft liegt
düster vor uns und das fünfte Friedensjahr, das sich an-
schickt, durch das Zeitentor einzuziehen, schickt keine rosen-
farbenen Wölklein der hoffenden Zuversicht voraus.

Doch wenden wir das Auge ab von dem düsteren
Bilde, das uns die kriegzerstörte und kriegsgestörte Welt
bietet, und werfen wir einen Blick auf die vaterländischen
Verhältnisse; unser Schweizerländchen, die vielbeneidete und
vielgelobte Friedensinsel im wogenden Kriegsmeere, sie muß
ein Paradies des Friedens und der Eintracht sein inmitten
dieser Welt des Unfriedens und der Zwietracht. Leider ist
dem nicht so. König Unfried im roten Mantel des Hasses
geht auch bei uns um und wird gefeiert zu Stadt und Land.
Der Kampf der Parteien und Stände wogt leidenschaftlicher
denn je. Die Lösung „Jedem sein Recht und mir das beste“
ist durch alle Schichten des Volkes gedrungen, hat sie alle
organisiert und zu kampfbegierigen Armeen des Klassen-
kampfes gemacht, die Gewehr bei Fuß auf den Feuerbefehl
warten.

„Organisation“, das war das Lösungswort des unter-
drückten Proletariates in aller Welt. Organisiert stehen
heute die Arbeiterbataillone da. Organisiert sind aber auch
die Arbeitgeber in zahlreichen Verbänden; organisiert sind
auch die Bauern. Nur eine Schneide hat die Waffe bei

denen, die nicht über Geld und Boden verfügen; beid-
seitig geschliffen ist das Schwert „Organisation“ bei den
andern. Ueber diese Ungleichheit der Kampfmittel täuscht
auch das laute Wort und die Drohfaust nicht hinweg. Nicht
diese Organisation konnte Recht schaffen, konnte die Unter-
drückten befreien, konnte die Alp der Unzufriedenheit vom
Herzen der Völker — auch unseres Volkes — schaffen — —.

Die Unzufriedenheit! — Sie ist das Stigma unserer
Kultur. Es ist die Sucht nach dem Mehr. Ein Volk,
das in glücklichem Aufstieg begriffen war, das reich war
und Land genug hatte *), um sich auskömmlich, ja gut zu
ernähren und zu kleiden, das deutsche Volk, es wollte noch
reicher, noch mächtiger werden. Warum? Weil ein an-
deres Volk noch über ihm stand, noch reicher war, noch
mehr Land und Macht besaß. Die Deutschen wollten es
haben wie die Engländer: Schiffe, Kolonien, Pferde, Sport;
sie wollten wie die Engländer mit dem Gebaren des Welt-
rentners und Globetroters auftreten können.

Wer ein Haus hat, möchte eine Villa haben wie der
Nachbar; dazu ein Automobil und Jagdhunde, ein Rar-
itätenkabinett und was das Herz noch wünschen mag. Wie
selten, ach wie selten sind es geistige und moralische Vor-
züge, um die man den Nachbar beneidet! Wohl berührt
uns schlichte Gediegenheit, freundliche Selbstlosigkeit, ein
Idealismus, der dem Kunstgenuss und dem Naturgenuss
nachgeht, berührt uns eine aufrechte und gerechte Persön-
lichkeit sympathisch. Der Tugend nachzueifern, hätten wir
Gelegenheit genug. Doch tun wir das? Gewiß von Zeit
zu Zeit, in Anläufen von kurzer Dauer meist; dann aber
wird uns die Sache zu einförmig, zu fragwürdig; man
macht sich als Idealist doch eigentlich nur lächerlich; die
andern genießen ja um so mehr das Leben, das wir durch

*) Die Auswanderung war vor dem Kriege stetig gesunken und 1913 auf ein Minimum, das wenige Völker erreichten, gesunken.

unser selbstloses Arbeiten für Kunst und Harmonie verschönern. Nein, hier mit dem Anteil an den Lebensgütern, der mir gehört sogut wie dem selbstischen Genüßling, dem Broz und dem Schlemmer!

Wir sind so fast ohne Ausnahme Materialisten geworden, die nach dem „Mehr“ die Hände ausstrecken. Dieses „Mehr“ schwimmt im Strome des Alltags an uns vorüber. Silbern und golden glänzen seine Schuppen zu uns herauf. Tausende — Millionen — das ganze Volk steht am Ufer und angelt — und wir sollten fern bleiben? Erst sehen wir dem Treiben Kopfschüttelnd zu. Der da, der angelt wirklich geschickt! Schon einen ganzen Haufen der goldenen Fische hat er neben sich gehäuft. — Jener staunt in die Luft. Sucht er nach der Verche im Blau, die ihre Triller über die schöne Sommerwelt ergießt? Sieh, der schlaue Nachbar löst ihm den Fisch von der Angel; der Träumer merkt nichts. Nun hat der Geschickte genug gefangen; nun eilt er hin auf den Markt. Er ist der erste, er macht das Geschäft. Der Mann wird zu seinem „Mehr“ kommen: heute das Roß, morgen das Haus, übermorgen die Villa und das Automobil. — Ein schneidiger Typ! Dem mache ich's nach! Die Angelrute und den Platz habe ich glücklich von ihm erstanden. Nun heran die Kochspeise! Den lebendigen Wurm an die Angel spießen? Wie draufam! Nein, das bringe ich nicht zustande! Ein Stück Fleisch tut's auch. Das Auge unverwandt auf den Schwimmer, daß der richtige Augenblick nicht verpaßt wird! Der Träumer nebenan hat einen guten Zug getan; er jubelt laut und zeigt mit den Fingern. Ich kann nicht umhin, ihm freundlich Antwort zu geben. O weh, der erste Anbeißer ist mir entwischt! — Ein Unfall! Einer ist ins Wasser gefallen. Was? die lassen den Armen ertrinken und fischen ruhig weiter? die Schändlichen! Wer hilft retten! Eilt, helft! Während ich retten helfe, stiehlt mir einer die Rute. Schelm! Räuber! Schandbube! Gib sie zurück! Nachbarn, helft mir zu meinem Recht! — Ei, hättet für dich geschaut!

Es ist so: wer heute den Gelderwerb übt nach allen Regeln der Kunst: keine Gelegenheit verpaßt, keinen Skrupel Gehör schenkt, die ganze Aufmerksamkeit dem Geschäft widmet und sich ja nicht von der Sache ablenken läßt — der kommt zu seiner Sache ganz unfehlbar. Doch eines schlägt sich nicht für alle. Ein Teil der Menschen kommt nicht zu Geld und kommt nicht zur Sache. Wir kennen diese Unglüdlichen: es sind die mit Künstlerloden und nach innen gerichteten Blicken, die Grübler und Erfinder, die Väter und Mütter aus dem untern Volke, die ein schweres Familienkreuz tragen. Und — leider — der Trost: Sie säen nicht und ernten nicht und der Vater nährt sie doch — gilt nicht für sie, kann nicht gelten; denn der Mensch, der unter Menschen lebt, hat ein Maß von Lebensgütern zu seinem Glücke nötig, und das schafft ihm nur das Geld, zu dessen Erwerb er nicht die Zeit und das Talent hat.

Es gibt noch ein höheres Ziel im Gelderwerb als der Sachbesitz. Geld verschafft nicht nur das „Mehr“, sondern auch das „Genug“. Wenn ich so viel Geld erworben habe, daß ich aus den Zinsen auskömmlich leben kann, ja, sollte das mir nicht am Ende eines arbeitsreichen Lebens genug sein? Genießen doch nach meinem Tode noch die Kinder von meiner Arbeit, ja, wenn sie es klug anstellen, so werden auch sie zu diesem „Genug“ gelangen. Eine herrliche Einrichtung, dieses zinstragende Geld! Nein, wer das Geld verachtet, ist ein Narr!

Ich will meinen Gedankengang hier abbrechen. Denn was nun käme, ist Rezerei, riecht nach Revolution.

Nur dies: Von 10 Erwachsenen kann nur einer auskömmlich aus den Zinsen, also arbeitslos leben. Die 9 andern müssen zuhauen. Schlimmer: müssen einen Teil ihres Arbeitslohnes hergeben, um die Zinsen des Einen zu äußnen. Müssen? Ja, denn der Eine besitzt das Geld, das sie zum Arbeiten und Existieren nötig haben. Und da der Staat seinen Besitz schützt, kann er den Zins er-

zwingen: willst du nicht, so bekommst du mein Geld nicht. Erzwingen kann er den Zins, weil das Geld, das heutige Geld, wertbeständig ist (wir meinen nicht die Mark und die Krone, sondern das normale Geld, unser Geld z. B., das infolge des Preisabbaues sogar über-wertbeständig ist). Dieses Geld behält, ja vermehrt seinen Wert, während alle andern Sachgüter das nicht tun werden und mit der Zeit an Wert verlieren. Darum geht das Geld allen Gütern voran; man kann es ohne Risiko anhäufen, dem Verkehr entziehen; das tut man klugerweise nicht; aber man könnte es ohne Schaden tun, und das genügt, um dem Geld die zinserzwingende Macht zu sichern.

Man ist heute dem Problem auf den Fersen, wie man dem Gelde den Giftzahn (Zins) ausziehen könnte. Zinsloses Geld: ein ideales Tauschmittel, das den ganzen Arbeitslohn garantiert. Wer vorher für den Zinscherrn gespart hat, spart nun für sich. Für die Alten und Kranken und Kinder sorgt wie heute, nur in besserem Ausmaße, die Allgemeinheit. Die gleiche Plattform für alle ist da; der Tüchtige hat freie Bahn. Die Klassen verschwinden, weil sie keine Familien- und Standesgüter ansammeln können, die Zins erzwingen; denn auch die Grundrente gehört der Allgemeinheit. Auch der Klassenkampf verschwindet. Die Agitatoren und Berufspolitiker und Volksvergister sterben aus. Streiks sind nicht mehr nötig; denn der Arbeiter hat, was ihm zukommen soll. Ob Kriege möglich sein werden unter Völkern, die im sozialen Frieden leben? Nicht gut denkbar!

Eine Utopie!? Sie wächst im Volle. Wir haben allen Grund, die Entwicklung dieser Idee, gestern noch von einigen Männern, heute schon von Tausenden getragen, zu verfolgen. Wir klagen immer über den Materialismus der Zeit. Das sprechendste Symbol dieses Materialismus ist das Geld, präziser: das Gold mit seiner Fetisch-Kraft, die im Goldwährungswahn ihre fatalste Auswirkung findet. „Nach Gelde drängt, am Gelde hängt doch alles. Ach wir Armen!“ Man weiß warum. Nun denn! Über den Materialismus der Zeit schimpfen, gilt nicht mehr.

Eine große Lastenabschüttung bereitet sich vor. Die Reparationen werden fallen, müssen fallen. Die Völker werden sich — aus Selbstbehaltung — die Schulden schenken müssen. So wird der Völkerfriede kommen!

Eine noch größere Seisachtheia gilt es vorzubereiten, um den sozialen Frieden in die Völker, auch im Schweizervolke, auferzustehen zu lassen. Gewiß noch lange, bange Jahre werden vorbeifließen, ehe wir durch das Rosentor dieser schönen Zukunft einziehen werden.

H. B.

Der Usslug.

Vom Emil Balmer. (Schluß.)

„Wosch ase öppis?“, seit Robi underwägs zue re; si het ne gwüß afange duuret. — Aber si het nid möge luege u nid möge rede u überhaupt nid möge sñ, verschwinge de möge ässe oder trinke. — Der Robi het schwär treit a sñm große Plaid u Marteli het o gnue gha zergge a sñr Botanisierbüchse, aber di schwersti Lasht het doch d'Frau Ramsener ds Guggisbärg uf gschleift, ja ganz sicher. Es het ere si uf ds Gmüet gschlage u d'Bei sñ re worde wi Blei eso schwär u je größer u balliger di wñze Wulste hinder der Egg sñ ufgstooke, dest eländer u schwärer ischs der arme Frau worde um ds Härtz. — Aber wil ja amene Mensch nie meh ufglade wird im Läbe, als daß er matrage, het o d'Frau Ramsener ihre Chummer u ihri Burdi mit Heldemuet uf sech gno. Si het für sich sälber afa rächne, wi viel äch öppé dä Wasserdade würd choschte u göb sñ's äch chönn erschwinge u vilich, vilich — isch de wieder es Tröscheli derhär chö, — vilich ha ne ja gar nid offe glah! — So isch es di ganzi Znt ging uf u nider mit der Hoffnung u der Angst u dermit isch si den andere ging nahe — mi cha wohl sage, nacheglammeret, un uf ds Mal sñ si am